



## Wer sind „die Unseren“? Eine Suche nach der Eigentümerschaft von Identität in Osteuropa

Von Noah Westermayer

„Nice to meet you, where are you from?“ Die Frage des amerikanischen Studenten Sam, aus dessen Augen die jugendliche Unbekümmertheit leuchtete wie die Scheinwerfer einer nächtlichen Großbaustelle, war so unvermeidlich wie das Amen im Gebet. Es fühlte sich an wie eine Wiederholung der ersten Englischstunden in der Schule, mit ihren immer gleichen kleinen Konversationen: „Hi, what's your name?“, „What do you study?“, „Where are you from?“.

In der belebten Küche des Studierendenwohnheims unweit der rauen Atlantikküste, wo der Wind Geschichten wispert und der salzige Geruch der Küsten herüberweht, musste ich, umgeben von Studierenden aus aller Welt, einmal mehr antworten. „I am from Austria“, sagte ich also und dachte dabei wie immer unweigerlich an das gleichnamige Lied von Rainhard Fendrich. Sams Antwort, „Ah, cool, Prague, right?“, enthüllte mitsamt einem verlegenen, ahnungslosen Lächeln seine Vorstellung der europäischen Geografie.

Obwohl, so dachte ich nach einer Schrecksekunde, ganz abwegig war diese Reaktion meines Kommilitonen gar nicht gewesen – bildete Prag doch über Jahrhunderte ein wichtiges Zentrum der österreichischen Monarchie. Als Hauptstadt Böhmens und Sitz der ersten Universität der Region war es ein Schmelztiegel tschechischer, deutscher und jüdischer Kultur. Nicht nur damals konnte diese Melange Fragen nach Identität und Zugehörigkeit aufwerfen. Und nicht nur dort.

In meiner Unwissenheit einst Sam ähnlicher, als mir mittlerweile lieb ist einzugestehen, sollte sich mein Horizont zu Beginn meines Studiums rapide weiten. Aus einem Grund, den ich bis heute nicht recht benennen kann, hatte ich begonnen, neben Geschichte Slawistik zu studieren. Ich ahnte nicht, dass mich dieser Weg in ein verworrenes Labyrinth kultureller Fragen und historischer Vermächnisse führen würde.

\*\*\*

Früher dachte ich, Russland sei ein kultureller Monolith. Diese Vorstellung löste sich jedoch schnell auf, als ich in die facettenreiche Struktur der dortigen Gesellschaft eintauchte. Ich hörte nicht nur von Russen, sondern von einer Vielzahl ethnischer Gruppen wie Tataren, Baschkiren, Nenzen und vielen weiteren. Jede Gruppe fügte dem kulturellen Mosaik ihren eigenen Farbton hinzu und brachte die Idee einer homogenen nationalen Kultur erheblich ins Wanken.

Die „russische“ Kultur setzt sich jedoch nicht nur aus verschiedenen ethnischen Gruppen zusammen. Sie überschreitet diese Grenzen und manifestiert sich in unterschiedlichen Formen, wie ich bei meinen Begegnungen mit der russischen Jugendkultur feststellen konnte. Diese Annäherung geschah während eines Seminars durch wummernde Hip-Hop-Beats, durch die kraftvollen Protest- und Sehnsuchstexte russischer Kunstschaffender. Oft übersehen, vor allem von russophilen Menschen aus dem Westen, bildeten diese Werke einen Kontrapunkt zu den Büchern Dostoevskijs oder den Opern Čajkovskijs. Der Rap zeigt die Vielschichtigkeit der heutigen „russischen“ Kultur und ihrer „Eigentümer“. Das Lied „Unsere Bewegung“ (*Naše divženie*) von Noize MC etwa ist ein Echo des Protests, der sich gegen die vom Kreml gesteuerte Jugendbewegung „Unsere“ (*Naši*) richtete. Kultur, das ist in diesem und ähnlichen Liedern deutlich zu hören, kann auch eine Frage der Generation sein.

Der Geist des Widerspruchs und der Identitätssuche lenkte meine Aufmerksamkeit unweigerlich auf die Proteste in Belarus. Die für viele Menschen im westlicheren Europa nahezu unbekannt Nation fügte der Konstruktion von Sprache und kultureller Identität einen neuen Baustein hinzu. Sprache, ganz selbstverständlich ein Merkmal kultureller und nationaler Identität, konnte auch sehr konfliktträchtig sein, wie ich schnell begriff. Denn nach dem Ende des sowjetischen Zeitalters wurden im Land die Bemühungen um ein neues belarusisches Nationalgefühl bald von der Obrigkeit unterdrückt. Sie trachtete danach, die kulturelle Identität von Belarus nahtlos an die Sowjetunion anknüpfen zu lassen. Die belarusische Sprache wurde immer mehr an den Rand gedrängt, dennoch vermochte sie Winkel des Überlebens zu finden. Mehr noch, sie wurde zum zentralen Symbol des Widerstands, vor allem in der alternativen Kunstszene, die sich gegen die Übermacht der russischen Sprache und Kultur wehrte. Besonders deutlich wurde dies 2020 bei den größten Protesten des Landes seit seiner Unabhängigkeit. Die Frage des kulturellen Eigentums – in Belarus war das keine abstrakte Theorie oder Diskussion des Elfenbeinturms, sondern eine handfeste, umkämpfte und tief empfundene Realität.

Eine ähnliche, wenn auch andere Realität gab es in der Ukraine. „Wir können niemals Brüder sein“ (*Nikogda my ne budem brat'jami*), hallte es 2014 während der Revolution der Würde, dem Euromajdan, über die Grenzen des Landes hinaus. Der Ruf war nicht schlicht eine Parole, sie widersprach archaischen Ansichten über eine vermeintliche „Einheit“ und entlarvte die gewalttätige russische Perspektive auf die Ukraine als „Kleinrussland“. Was die überwältigende Mehrheit der Menschen in der Ukraine davon hielt, zeigte sich einmal mehr als Reaktion auf die vollumfängliche russische Invasion: Einige meiner ukrainischen Bekannten, die zuvor hauptsächlich Russisch gesprochen hatten, wechselten nun bewusst zur ukrainischen Sprache. Es war ein klarer Ausdruck von Identität, Widerstand und Zugehörigkeit.

Im Schatten dieser kulturellen Umbrüche hatte ich die Gelegenheit, Nadija Deutsch beizubringen. Das kleine ukrainische Mädchen, dessen Name hier zur Wahrung der Anonymität geändert wurde, war mit ihrer Mutter und ihren Großeltern vor dem Krieg geflohen. Während unseres Unterrichts sprachen wir neben Deutsch auch Russisch, so wie sie es mit ihrer Familie tat. Aber manchmal, etwa wenn Nadija über die Monate des Jahres sprach, wechselte sie unerwartet ins Ukrainische, weswegen ich oft nicht sicher war, was sie meinte. Als ich sie nach dem Grund dafür fragte, lächelte sie und sagte, dass sie diese Ausdrücke eben nur auf Ukrainisch gelernt hätte. Ihr Wechsel von der einen in die andere Sprache war Zeugnis ihrer kindlichen Anpassungsfähigkeit und ihrer starken Bindung an die Heimat. Ganz gleich, welche Sprache sie sprach, sie ließ keinen Zweifel daran, welcher Kultur sie sich zugehörig fühlte.

Damit hatte Nadija ihren Zugang zu den inhärent vieldeutigen Fragen der Zugehörigkeit gefunden – ein universelles menschliches Phänomen, das im östlichen Europa seine spezifische Ausprägung hat. Eigentum wird (mitunter unfreiwillig) geteilt, um Erinnerungen wird gerungen. So fließen und überlagern sich die unterschiedlichsten Niederschläge menschlichen Handelns ständig. Das Ergebnis ist ein Gebilde, das sich immer wieder neu definiert. Es liegt an seinen Menschen, wie. (Noah Westermayer 2023/24)

Hinweis: Dieser Text wurde im Hinblick auf seine Veröffentlichung leicht überarbeitet.